

Heinrich Böll

*Widerstand ist ein
Freiheitsrecht ...*

*Schriften und Reden zu
Literatur, Politik und Zeitgeschichte*

Herausgegeben von René Böll,
kommentiert und mit einem
Nachwort versehen von
Jochen Schubert

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2011

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © René Böll © Heinrich Böll Fotoarchiv

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04371-6

Bekanntnis zur Trümmerliteratur

|1952|

Die ersten schriftstellerischen Versuche unserer Generation nach 1945 hat man als Trümmerliteratur bezeichnet, man hat sie damit abzutun versucht. Wir haben uns gegen diese Bezeichnung nicht gewehrt, weil sie zu Recht bestand: tatsächlich, die Menschen, von denen wir schrieben, lebten in Trümmern, sie kamen aus dem Kriege, Männer und Frauen in gleichem Maße verletzt, auch Kinder. Und sie waren scharfäugig: sie sahen. Sie lebten keineswegs in völligem Frieden, ihre Umgebung, ihr Befinden, nichts an ihnen und um sie herum war idyllisch, und wir als Schreibende fühlten uns ihnen so nahe, daß wir uns mit ihnen identifizierten. Mit Schwarzhändlern und den Opfern der Schwarzhändler, mit Flüchtlingen und allen denen, die auf andere Weise heimatlos geworden waren, vor allem natürlich mit der Generation, der wir angehörten und die sich zu einem großen Teil in einer merk- und denkwürdigen Situation befand: sie kehrte heim. Es war die Heimkehr aus einem Krieg, an dessen Ende kaum noch jemand hatte glauben können.

Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter, die der jungen Literatur angehängt wurden: Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur.

Die Bezeichnungen als solche sind berechtigt: es war Krieg gewesen, sechs Jahre lang, wir kehrten heim aus diesem Krieg, wir fanden Trümmer und schrieben darüber. Merkwürdig, fast verdächtig war nur der vorwurfsvolle, fast gekränkte Ton, mit dem man sich dieser Bezeichnung bediente: man schien uns zwar nicht verantwortlich zu machen dafür, daß Krieg gewesen, daß alles in

Trümmern lag, nur nahm man uns offenbar übel, daß wir es gesehen hatten und sahen, aber wir hatten keine Binde vor den Augen und sahen es: ein gutes Auge gehört zum Handwerkszeug des Schriftstellers.

Die Zeitgenossen in die Idylle zu entführen würde uns allzu grausam erscheinen, das Erwachen daraus wäre schrecklich, oder sollen wir wirklich Blindekuh miteinander spielen?

Als die Französische Revolution ausbrach, brach sie für den größten Teil des französischen Adels mit der Plötzlichkeit eines Gewitters aus; die Überraschung war ebenso groß wie das Entsetzen: man hatte nichts geahnt. Ein ganzes Jahrhundert fast hatte man in idyllischer Abgeschlossenheit verbracht; die Damen als Schäferinnen, die Herren als Schäfer verkleidet, war man in einer künstlichen Ländlichkeit einhergegangen, hatte gesungen, gespielt, sich Schäferstündchen gegeben – innerlich verfault von Verderbnis wie von einer fressenden Krankheit – mimte man nach außen die ländliche Frische und Unschuld und – man spielte Blindekuh miteinander. Diese Mode, deren süßliche Verderbtheit uns heute Erbrechen verursacht, war durch eine Literatur ins Leben gerufen und am Leben erhalten worden: durch Schäferromane, Schäferspiele. Die Schriftsteller, die sich schuldig daran machten, hatten tapfer Blindekuh gespielt.

Aber das französische Volk beantwortete dieses idyllische Spiel mit einer Revolution, deren Wirkungen, obwohl sie mehr als einhundertfünfzig Jahre zurückliegt, wir heute noch spüren, deren Freiheiten wir heute noch genießen, ohne uns ständig der Ursache bewußt zu sein.

Aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts lebte in London ein junger Mann, der kein erfreuliches Leben hinter sich hatte: sein Vater hatte Bankrott gemacht, war ins Schuldgefängnis geraten, und der junge Mann selbst hatte in einer Fabrik für Schuhwichse gearbeitet, ehe er seine ver-

nachlässigte Schulbildung aufholen und Reporter werden konnte. Bald schrieb er Romane, und in diesen Romanen schrieb er über das, was seine Augen gesehen hatten: seine Augen hatten in die Gefängnisse, in die Armenhäuser, in die englischen Schulen hineingesehen, und was der junge Mann gesehen hatte, war wenig erfreulich, aber er schrieb darüber, und das Merkwürdige war: seine Bücher wurden gelesen, sie wurden von sehr vielen Menschen gelesen, und der junge Mann hatte einen Erfolg, wie er selten einem Schriftsteller beschieden ist: die Gefängnisse wurden reformiert, die Armenhäuser und Schulen einer gründlichen Betrachtung gewürdigt und: sie änderten sich.

Allerdings: dieser junge Mann hieß Charles Dickens, und er hatte sehr gute Augen, die Augen eines Menschen, die normalerweise nicht ganz trocken, aber auch nicht naß sind, sondern ein wenig feucht – und das lateinische Wort für Feuchtigkeit ist: Humor. Charles Dickens hatte sehr gute Augen und Humor. Und seine Augen hatten so gut gesehen, daß er es sich leisten konnte, Dinge zu beschreiben, die sein Auge nicht gesehen hatte – er nahm keine Lupe, wandte auch nicht den Trick an, ein umgekehrtes Fernglas zu nehmen, wodurch er die Dinge sehr präzise, aber sehr entfernt sah, er hatte auch keine Binde vor den Augen, und wenn er auch Humor genug hatte, hin und wieder mit seinen Kindern Blindekuh zu spielen – er lebte nicht im Blindekuhzustand. Das letztere scheint das zu sein, was man vom modernen Autor verlangt, Blindekuh nicht als Spiel, sondern als Zustand. Aber ich wiederhole: ein gutes Auge gehört zum Handwerkszeug des Schriftstellers, ein Auge, gut genug, ihn auch Dinge sehen zu lassen, die in seinem optischen Bereich noch nicht aufgetaucht sind.

Nehmen wir an, das Auge des Schriftstellers sieht in einen Keller hinein: dort steht ein Mann an einem Tisch, der Teig knetet, ein Mann mit mehlbestäubtem Gesicht:

der Bäcker. Er sieht ihn dort stehen, wie Homer ihn gesehen hat, wie er Balzacs und Dickens' Augen nicht entgangen ist – den Mann, der unser Brot backt, so alt wie die Welt, und seine Zukunft reicht bis ans Ende der Welt. Aber dieser Mann dort unten im Keller raucht Zigaretten, er geht ins Kino, sein Sohn ist in Rußland gefallen, dreitausend Kilometer weit liegt er begraben am Rande eines Dorfes; aber das Grab ist eingeebnet, kein Kreuz steht darauf, Traktoren ersetzen den Pflug, der diese Erde sonst gepflügt hat. Das alles gehört zu dem bleichen und sehr stillen Mann dort unten im Keller, der unser Brot backt – dieser Schmerz gehört zu ihm, wie auch manche Freude dazugehört.

Und hinter den verstaubten Scheiben einer kleinen Fabrik sieht das Auge des Schriftstellers eine kleine Arbeiterin, die an einer Maschine steht und Knöpfe ausstanzt, Knöpfe, ohne die unsere Kleider keine Kleider mehr wären, sondern lose an uns herunterhängende Stoffetzen, die uns weder schmücken noch wärmen würden: diese kleine Arbeiterin schminkt sich die Lippen, wenn sie Feierabend hat, auch sie geht ins Kino, raucht Zigaretten; sie geht mit einem jungen Mann spazieren, der Autos repariert oder die Straßenbahn fährt. Und es gehört zu diesem jungen Mädchen, daß ihre Mutter irgendwo unter einem Trümmerhaufen begraben liegt: unter einem Berg schmutziger Steinbrocken, die mit Mörtel gemengt sind, unten tief irgendwo liegt die Mutter des Mädchens, und ihr Grab ist ebensowenig mit einem Kreuz geschmückt wie das Grab des Bäckersohnes.

Nur hin und wieder – einmal im Jahr – geht das junge Mädchen hin und legt Blumen auf diesen schmutzigen Trümmerhaufen, unter dem seine Mutter begraben liegt.

Diese beiden, der Bäcker und das Mädchen, gehören unserer Zeit an, sie hängen in der Zeit, Jahreszahlen sind um sie geschlungen wie ein Netz; sie aus dem Netz zu

lösen hieße, ihnen ihr Leben zu nehmen, aber der Schriftsteller braucht Leben, und wer anders könnte diesen beiden ihr Leben erhalten als die Trümmerliteratur? Der Blindkuh-Schriftsteller sieht nach innen, er baut sich eine Welt zurecht. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts lebte in einem süddeutschen Gefängnis ein junger Mann, der ein sehr dickes Buch schrieb; der junge Mann war kein Schriftsteller, er wurde auch nie einer, aber er schrieb ein sehr dickes Buch, das den Schutz der Unlesbarkeit genoß, aber in vielen Millionen Exemplaren verkauft wurde: es konkurrierte mit der Bibel! Es war das Buch eines Mannes, dessen Augen nichts gesehen hatten, der in seinem Inneren nichts anderes hatte als Haß und Qual, Ekel und manch Widerwärtiges noch – er schrieb ein Buch, und wir brauchen nur die Augen aufzuschlagen: wohin wir blicken, sehen wir die Zerstörungen, die auf das Konto dieses Menschen gehen, der sich Adolf Hitler nannte und keine Augen gehabt hatte, um zu sehen: seine Bilder waren schief, sein Stil war unerträglich – er hatte die Welt nicht mit dem Auge eines Menschen gesehen, sondern in der Verzerrung, die sein Inneres sich davon gebildet hatte.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Und in unserer schönen Muttersprache hat Sehen eine Bedeutung, die nicht mit optischen Kategorien allein zu erschöpfen ist: wer Augen hat, zu sehen, für den werden die Dinge durchsichtig – und es müßte ihm möglich werden, sie zu durchschauen, und man kann versuchen, sie mittels der Sprache zu durchschauen, in sie hineinzusehen. Das Auge des Schriftstellers sollte menschlich und unbestechlich sein: man braucht nicht gerade Blindkuh zu spielen, es gibt rosarote, blaue, schwarze Brillen – sie färben die Wirklichkeit jeweils so, wie man sie gerade braucht. Rosarot wird gut bezahlt, es ist meistens sehr beliebt – und der Möglichkeiten zur Bestechung gibt es viele –, aber auch Schwarz ist hin und wieder beliebt, und wenn es gerade beliebt ist,

wird auch Schwarz gut bezahlt. Aber wir wollen es so sehen, wie es ist, mit einem menschlichen Auge, das normalerweise nicht ganz trocken und nicht ganz naß ist, sondern feucht – und wir wollen daran erinnern, daß das lateinische Wort für Feuchtigkeit Humor ist –, ohne zu vergessen, daß unsere Augen auch trocken werden können oder naß; daß es Dinge gibt, bei denen kein Anlaß für Humor besteht. Unsere Augen sehen täglich viel: sie sehen den Bäcker, der unser Brot backt, sehen das Mädchen in der Fabrik – und unsere Augen erinnern sich der Friedhöfe; und unsere Augen sehen Trümmer, die Städte sind zerstört, die Städte sind Friedhöfe, und um sie herum sehen unsere Augen Gebäude entstehen, die uns an Kulissen erinnern, Gebäude, in denen keine Menschen wohnen, sondern Menschen verwaltet werden, verwaltet als Versicherte, als Staatsbürger, Bürger einer Stadt, als solche, die Geld einzahlen oder Geld entleihen – es gibt unzählige Gründe, um derentwillen ein Mensch verwaltet werden kann.

Es ist unsere Aufgabe, daran zu erinnern, daß der Mensch nicht nur existiert, um verwaltet zu werden – und daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art sind und nicht so geringfügiger Natur, daß man sich anmaßen kann, sie in wenigen Jahren zu heilen. Der Name Homer ist der gesamten abendländischen Bildungswelt unverdächtig: Homer ist der Stammvater europäischer Epik, aber Homer erzählt vom Trojanischen Krieg, von der Zerstörung Trojas und von der Heimkehr des Odysseus – Kriegs-, Trümmer- und Heimkehrerliteratur –, wir haben keinen Grund, uns dieser Bezeichnung zu schämen.

Gibt es die deutsche Story?

|1953|

Etwas zu erzählen und etwas erzählt zu bekommen, diese beiden Bedürfnisse entsprechen einander, sie sind fast so alt wie die Welt, fast so alt wie die Sprache, und die Sprache nahm ihren Anfang, als Adam sich beauftragt wußte, den Dingen ihren Namen zu geben. Und Adam gab ihnen Namen: er ließ die Tiere an sich vorbeiziehen, fand Namen für sie, er entdeckte die Blumen, die Bäume, und es verschlug ihm die Sprache, die er gerade gefunden hatte: soviel gab es, das einen Namen haben mußte, denn er wollte mit Eva, seiner Gefährtin, darüber sprechen: auch sie ansprechen wollte er, ihr viele Namen geben. Er wollte, wenn er Rose sagte, wissen, daß Eva wußte, was er meinte: Adam hatte die Sprache gefunden, hatte sie geschenkt bekommen, er bediente sich ihrer und war ein Poietes, was genau genommen nicht Dichter heißt, sondern viel mehr und viel weniger: Schöpfer, Urheber, Erfinder, Verfertiger, Tuer, Macher – und Dichter. Was Adam tat, indem er den Dingen ihren Namen gab, war reine Poesie: er nannte den Grashalm Grashalm, benannte Blumen, Wolken, Steine, das Wasser, fand Kosenamen für Eva: er schaffte Poesie, ohne zu wissen, daß er es tat. Aber Adam war ein reiner Lyriker, war ein Sänger.

Später waren dann viele Dinge geschehen: die Menschen waren aus dem Paradies vertrieben worden, und es kam etwas Schreckliches: der Tod. Mord geschah – es geschah überhaupt etwas: Geschichten geschahen und Geschichte, und man erzählte sich Geschichten und Geschichte. Man erzählte sie leidenschaftlich, erzählte sie immer wieder, schliff sie ab oder füllte sie auf, und in allen diesen Geschichten kam das vor, was sie spannend machte: Gott – Tod – und Liebe.

Nun fürchten Sie nicht, daß ich versuchen werde, Ihnen einen Abriß der Weltliteratur von Adams Zeiten bis in unsere heutigen zu geben: ich fühle mich weder fähig noch berufen dazu, aber ich glaube, ich kann getrost behaupten, daß das Bedürfnis, sowohl etwas zu erzählen wie etwas erzählt zu bekommen, sich bis in unsere heutige Zeit erhalten hat. Nur ist inzwischen etwas geschehen, was die Bedeutung des mündlichen Erzählers zwar herabgemindert, ihn aber noch nicht völlig verdrängt hat: die Menschen haben schreiben gelernt, haben Bücher zu drucken gelernt, und schon lange gibt es den Geschichtensreiber, und so entstand etwas Schreckliches und Schönes zugleich: die Literatur. Und kaum war die Literatur da, gab es auch schon die Literaturgeschichte. Zeitungen gab es, Zeitschriften, und es entstand ein ungeheurer Bedarf an Geschriebenem, und es gab einen neuen Beruf: den Schriftsteller, und unter diesen gab es eine besondere Zunft, die Erzähler, die auf ihren Stuben hockten, Erzählungen schrieben, die nie erzählt, sondern nur gelesen, bestenfalls einmal vorgelesen wurden. Es bildete sich eine immer breiter werdende Kluft zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Wort, und der Schriftsteller, der Poet, der da auf seiner Stube saß und schrieb, bildete sich ein, seine Geschichten wären um so besser, je weniger Vokabeln des gesprochenen Wortes in seiner geschriebenen Geschichte vorkamen – und das Wort poetisch bekam einen Beiklang, den wir heute mit Recht ein wenig lächerlich finden. Für Adam waren die Dinge, die ihn umgaben, die sichtbaren und unsichtbaren Dinge, sie waren poetisch: poetisch war der Brei, den Eva ihm kochte, weil Adam ihn Brei nennen konnte, und diese Dinge sind heute noch poetisch für den ungenannten, unbekanntten Mann oder die Frau, Erzähler, die Sie alle kennen, die plötzlich in der Kneipe, an der Theke, in einer Gesellschaft zu erzählen beginnen: wunderbare Geschichten von den ein-

fachen Dingen ihres Lebens: von Liebe und Tod, Mord und Betrug, von Brot und Wein, von ihren Kindern. Diese unbekanntenen Erzähler verfügen über etwas, was einem Teil der geschriebenen Literatur abgeht: Poesie; und zwar besitzen sie sie, ohne es zu wissen – wie Adam nichts davon wußte, daß er ein Poet war.

Inzwischen ist der technische Fortschritt so weit gediehen, daß wir auf den mündlichen Erzähler zurückgreifen: man versucht jedenfalls, Leute, die zwar Geschichten erzählen, sie aber nicht schreiben können, in die Fernsehateliers zu schleppen, und läßt sie erzählen, freilich angestrahlt von mindestens sechs Jupiterlampen und nicht unmittelbar ihren Zuhörern, sondern in die Blechschnauze eines Mikrofons hinein.

Die Schriftsteller aber, die Geschichten weniger erzählen, aber glaubten, sie schreiben zu können, waren leidenschaftlich bemüht, eine Form der Erzählung zu finden, die unserer Zeit gemäß ist, und sie haben sie – drüben in Amerika – gefunden: die Short story, die kurze Geschichte, die die Novelle abzulösen scheint. Jeder Kunstsoziologe wird bestätigen können, daß bestimmte Gesellschaftsformen bestimmte Kunstformen bedingen: Das Drama – die Kathedrale – das Schloß – der Roman – sie setzen bestimmte gesellschaftliche Formen voraus, und ich glaube, man kann behaupten, daß die Story eine neue Literaturform ist, die des zwanzigsten Jahrhunderts, von dem man gesagt hat, es sei das Jahrhundert des Mannes von der Straße, des common man, der sowohl die Form dieser Geschichte bestimmt wie das Vokabularium, das sie beherrscht. Es ist gewiß kein Zufall, daß die erste große Blütezeit der Story in eine Zeit wirtschaftlicher Depression fiel. Die Prosperität hatte sich als Schwindel erwiesen, der allgemeine Wohlstand war dahin, die Güter dieser Welt, ihre Kräfte, das Leben, sie wurden wieder einfach, schwer zu erlangen, aber darum nicht weniger liebenswert, im Gegenteil: man

entdeckte wieder ihre Poesie. Wenn Sie eine der Hemingwayschen Storys lesen, wo vom Essen erzählt wird, von Rührei mit Speck, das sich zwei Tramps nahe am Schienenstrang braten, auf einer schmutzigen kleinen Pfanne – werden Sie verstehen, was ich mit der Poesie der einfachen menschlichen Dinge meine. Und es ist weiterhin gewiß kein Zufall, daß die meisten amerikanischen Väter der Story als Reporter begannen, als Menschen, die dem wirklichen täglichen Leben auf der Spur waren und seine Poesie entdeckten.

Wenn wir Story so einfach mit Kurzgeschichte übersetzen, begeben wir uns in Gefahr, den großen und begrüßenswerten Impuls, den alle Erzähler durch die amerikanische Story bekommen haben, zu bagatellisieren: zwar ist die Story eine mehr oder weniger kurze Geschichte, aber was sie charakterisiert, ist nicht durch ein Merkmal der Quantität zu kennzeichnen.

Stifter beginnt seinen »Abdias« mit folgenden Sätzen: »Es gibt Menschen, auf die eine solche Reihe von Unge- mach aus heiterem Himmel fällt, daß sie endlich dastehen und das hagelnde Gewitter über sich ergehen lassen, so wie es auch andere gibt, die das Glück mit solch ausgesuchtem Eigensinn heimsucht, daß es scheint, als kehrten sich in einem gegebenen Falle die Naturgesetze um, damit es zu ihrem Heile ausschlage.«

Dann folgt eine sehr ruhige kleine Abhandlung über das Schicksal – und sehr plötzlich der Satz: »Es ist der Jude Abdias, von dem ich erzählen will« – dann folgt wieder eine sehr ruhige kleine Abhandlung über die Juden – und die Erzählung beginnt: es folgt die wunderbare Geschichte vom Abdias.

Oder der Beginn der Erzählung »Brigitta«: »Es gibt oft Dinge und Beziehungen im menschlichen Leben, die uns nicht gleich klar sind und deren Grund wir nicht mit Schnelligkeit hervorzuziehen vermögen« – dann folgt

wieder eine kleine Abhandlung über das Schicksal, das Schöne, das Häßliche, und es kommt der Satz: »Zu diesen Bemerkungen bin ich durch eine Begebenheit veranlaßt worden, die ich einmal in sehr jungen Jahren auf dem Gut eines Majors erlebte, da ich noch eine sehr große Wanderlust hatte, die mich bald hier, bald dort ein Stück in die Welt hineintrief, weil ich noch Gott weiß was zu erleben und zu erforschen verhoffte.«

Diese Sätze, obwohl sie eine Explikation dessen enthalten, was erzählt werden soll, sind geschrieben, um etwas zu erzeugen, ohne das kein Erzähler auskommen kann: Spannung, und sie erzeugen diese Spannung in uns, erzeugen sie in der Temperatur der Zeit, in der sie geschrieben sind. Oder nehmen wir den Beginn einer Hebelschen Erzählung: »Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen.«

Wir erfahren die Moral am Anfang, die uns zum Schluß noch einmal durch das Hebelsche »Merke« eingepreßt werden wird, und obwohl wir die Moral am Anfang erfahren, lesen wir mit Spannung die Geschichte vom Kanitverstan, an der sich der Unbestand aller irdischen Dinge erweisen wird.

Kleist beginnt seine »Marquise von O.«: »In M., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Ruf und Mutter mehrerer wohlzogener Kinder, durch die Zeitung bekannt machen, daß sie ohne ihr Wissen in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle, und daß sie aus Familienrücksichten entschlossen sei, ihn zu heiraten ...«

Am Kleistschen Tempo, verglichen mit dem Stifterschen und Hebelschen, lesen wir das Tempo seiner Zeit ab, die noch nahe an der Französischen Revolution liegt, während Stifter und Hebel schon in weniger unruhigen Zeiten zu schreiben angefangen hatten. Aber sie alle bewegen sich in der herkömmlichen Form der Novelle, die entweder – wie bei Kleist – eine ungeheure Neuigkeit explizieren, sie mit ihrem Aufschwung, ihrem kritischen Höhepunkt und den resultierenden Ausklang darstellen will: die Neuigkeit oder eine moralische Wahrheit.

Die Story aber ist ausschließlich auf das unmittelbare Begreifen angewiesen, sie leistet sich keine Exposition mehr, keine Symbole, keine Höhepunkte, keine Schlußfolgerung. Mit einem Griff muß es dem Autor gelingen, die Anteilnahme des Lesers zu gewinnen, er muß ihn sofort fesseln; wenn ihm das nicht gelingt – wird seine Geschichte eine schlechte Geschichte sein. Er kann die Spannung nicht mehr durch die Explikation einer moralischen Wahrheit erzeugen, nicht mehr durch eine ungeheure Neuigkeit, seine Neuigkeit muß nicht die unerhörte Neuigkeit sein, wie es die plötzliche Schwangerschaft der Marquise von O. für die Zeit war, in der Kleist schrieb.

»Die Haustür fiel ins Schloß. Der junge Mann trat sich den Schneeschlamm von den Füßen, schüttelte den Regen von Mantel und Mütze und klopfte dann an die Zimmertür, die nur angelehnt war. Das Stimmengemurmel in der Stube verstummte. Eine hagere Frau mittleren Alters lugte durch den Türspalt und trat dann heraus. Sie hatte ein großes gewöhnliches Gesicht, dem man ansah, daß es oft geschminkt wurde, und das nun entfärbt auf eine abstoßende Weise nackt und leer erschien ...«

So beginnt eine deutsche Kurzgeschichte von Ernst Schnabel, und in dieser Geschichte bedient sich Schnabel eines Mittels, das einen anderen wesentlichen Unterschied zwischen der Novelle des neunzehnten und der Kurzge-

schichte des zwanzigsten Jahrhunderts klarmacht; er bedient sich des Mittels der Unterbetonung, erzählt von etwas – von einem Mädchen in einem Bordell – ohne eigentlich davon zu erzählen, er spart es aus, macht es dadurch sichtbar, ohne Pathos und ohne moralische Explikation.

Eine andere deutsche Geschichte, sie ist von Bruno Hampel, beginnt: »Du bist mein Bruder. Du bist mein älterer Bruder. Gut. Du sollst aufpassen auf Mutter und mich, hat der Vater damals gesagt, als er starb. Gut. Die Hühner müssen fressen, wenn sie legen sollen. Auch gut.«

Wenn Sie die Anfänge Stifterscher, Hebelscher, Kleistscher Novellen mit den Anfängen dieser Geschichten vergleichen, werden Sie verstehen, was damit gemeint ist, wenn ich sage, daß es bei der Kurzgeschichte nicht auf Exposition, moralische Fabel oder die ungeheuerere Neuigkeit ankommt, sondern auf den einen Griff, der die Anteilnahme sofort herbeiführt und den Leser veranlaßt, etwas zu tun, worauf jeder Erzähler angewiesen ist: den Leser veranlaßt, weiterzulesen, womit er beweist, daß Spannung in ihm erzeugt worden ist.

»Plötzlich wachte sie auf«, beginnt eine Geschichte von Wolfgang Borchert – »sie überlegte, warum sie aufgewacht war. Ach so, in der Küche hatte jemand gegen einen Stuhl gestoßen. Sie horchte nach der Küche. Es war still. Es war zu still, und als sie mit der Hand über das Bett neben sich fuhr, fand sie es leer. Das war es, was es so besonders still gemacht hatte: sein Atem fehlte...« und es wird nun erzählt von einem alten Mann, der nachts aufsteht, sich in der Küche Brot abschneidet, weil er Hunger hat, sich von rationiertem Brot abschneidet. Seine Frau ertappte ihn in der Küche – und am anderen Abend gibt sie ihm von ihrer Brotration eine Scheibe – so daß er anstatt drei vier Scheiben Brot essen kann. Diese kleine Geschichte, die kaum zwei Seiten einer Zeitschrift umfaßt, erzählt mehr von der Not einer Zeit, als eine sehr lange Abhandlung darüber berichten kann.

»Der Hügel jenseits des Ebrotals war lang und weiß. Auf dieser Seite gab es keinen Schatten und keine Bäume und der Bahnhof lag zwischen zwei Schienensträngen ...«, so beginnt eine Geschichte von Ernest Hemingway: »Hügel wie weiße Elefanten«. Es wird von einer geplanten Abtreibung berichtet, ohne daß das Wort Abtreibung überhaupt fällt. Ein Mann und eine Frau gehen in eine spanische Bahnhofskneipe, bestellen Bier und stellen den Koffer der Frau an den Schienenstrang, an dem der Zug in die Stadt abfährt. Dann äußert die Frau ihre Angst vor dem geplanten Eingriff, der nur angedeutet wird. Der Mann versucht sie zu beruhigen, aber sie läßt sich nicht beruhigen. Die Unterhaltung wird gereizt. Die Frau sagt, es würde ihr alles weggenommen, und der Mann sagt, es würde ihr nichts weggenommen, und sie solle sich keine Gedanken machen. Und dann sagt die Frau: »Ich mache mir gar keine Gedanken: ich weiß nur manches.« Die Unterhaltung geht weiter, bis die Wirtin die baldige Ankunft des Zuges ankündigt, und der Mann geht hinaus, nimmt das Gepäck fort von dem Schienenstrang, der in die Stadt führt, und trägt es an den anderen Schienenstrang.

Das ist eine sehr kleine Geschichte, kaum mehr als vier Buchseiten, und ich glaube, daß diese Geschichte zwar unendlich lange moralische Abhandlungen nicht ersetzt für den, der sie lesen muß, um sich theoretisch zu informieren – daß sie diesen Abhandlungen aber mindestens gleichkommt, indem sie die moralische Verwerflichkeit des Eingriffs darstellt, ihn darstellt, ohne eine moralische Explikation voranzusetzen oder einzuflechten. Die Story spricht unmittelbar.

Ich muß noch einmal auf das zurückkommen, was ich vom gesprochenen und geschriebenen Wort gesagt habe: ich glaube, man kann die Behauptung wagen, daß die Story, was ihr Vokabularium betrifft, einen Entschluß darstellt, das gesprochene Wort des Mannes von der Straße

wieder in die Literatur aufzunehmen, und daß man dabei – fast ohne es zu wollen – eine Entdeckung gemacht hat. Das gesprochene Wort hat mehr Poesie, als die reine, sich abschließende Schriftsprache noch für uns hat, deren Vokabularium nicht nur verbraucht, zum Teil verschlissen, sondern auch verschmutzt ist. Wir brauchen nur Worte zu nehmen wie Einsatz, Bereitschaft, Haltung, Ehre – Worte, die immer noch in der Schriftsprache, leider auch in der gesprochenen existieren, und deren Nennung man mit Geldstrafen belegen müßte. Hemingway hat einmal geschrieben:

»Bei Worten wie geheiligt, ruhmreich, Opfer und dem Ausdruck vergeblich fühle ich immer Verlegenheit. Wir hatten sie gehört und hatten sie gelesen auf Proklamationen, die an den Litfaßsäulen auf andere draufgeklebt waren. Es ist jetzt schon lange her, und ich habe nichts Heiliges gesehen, und die glorreichen Dinge hatten keine Glorie, und die Opfer waren wie in den Schlachthäusern von Chicago, wo man mit dem Fleisch nichts anderes anzufangen wußte, als es einzugraben. Es gab viele Worte, die man nicht mehr hören konnte, und schließlich besaßen nur noch die Namen der Plätze ihre Würde.«

Man ist übereingekommen, der jungen deutschen Literatur vorzuwerfen, daß sie sich einer sogenannten Alltagssprache bediene, aber was man ihr vorwirft, halte ich für ihren ungeheuren Verdienst. Sie kommt auf die einfachen menschlichen Dinge zurück, die ihre eigene Poesie haben, eine Poesie, deren Entdeckung noch nicht abgeschlossen ist. Es gibt noch unzählig viele Dinge, denen wir einen Namen geben können, indem wir von ihnen erzählen.

Wir können ein neues Vokabularium entdecken, dabei zusehen, was von dem alten übrigbleiben wird. Eine Sprache lebt, sie lebt durch die, die sich mit ihr beschäftigen, sich ihrer bedienen, sie lieben, sie anwenden, um Dingen,

die noch namenlos sind, einen Namen zu geben, und unsere Sprache wird weder an Schönheit verlieren noch daran sterben, wenn wir deutsche Kurzgeschichten schreiben, diese neue Form der erzählenden Literatur in unsere Sprache übernehmen.

Gewiß befinden sich viele der jungen Schriftsteller noch im Stadium des Experiments, aber das ist kein Einwand gegen, sondern ein Argument für sie. Allzu flinke Übernahme von Formen, wie sie andere gefunden haben, verführt zur Imitation, zur Routine, und zuzugeben, daß man experimentiert, bedeutet zuzugeben, daß man die neue Form wirklich zu finden versucht. »Form«, hat Ilse Aichinger geschrieben, »ist nie aus dem Gefühl der Sicherheit entstanden, sondern immer im Angesicht des Endes.«

Es ist zur Mode geworden, darüber zu klagen, es gäbe keine junge deutsche Literatur, aber ich nenne die Namen: Schnabel, Kreuder, Rinser, Pohl, Scholtis und Schuh, Weyrauch und Schnurre, Aichinger, Langgässer, Andres, Hildesheimer, Müller, Nossack und Borchert, Schmitt-henner und Kolbenhoff, die Unterschiede in der Form und in der Thematik repräsentieren, zugleich aber die deutsche Kurzgeschichte, den Versuch, eine neue Literaturform in deutscher Sprache zu gestalten.

Wenn nur jeder von denen, die ich genannt habe – und ich kann keinen Anspruch auf Vollzähligkeit erheben, es gibt der Schreibenden mehr –, wenn nur jeder von den Genannten eine einzige gute Kurzgeschichte geschrieben hat – und die meisten von ihnen haben mehr geschrieben –, dann haben wir bewiesen, daß wir diese neue Literaturform in der deutschen Sprache zu bewältigen vermögen.

Was ist aktuell für uns?

|1953|

Wir haben uns daran gewöhnt, hin und wieder, in einem bestimmten, für uns nicht kontrollierbaren Rhythmus, das Gesicht des ägyptischen Exkönigs Faruk auftauchen zu sehen: in der Illustrierten, in der Wochenschau, in unserer Tageszeitung. Wir kennen ihn, vielmehr, glauben ihn zu kennen: diesen Menschen, von dem wir im Grunde fast gar nichts wissen, als ein paar immer wiederkehrende, immer wieder genannte Fakten, die geeignet sind, ihn uns unsympathisch erscheinen zu lassen. In Wirklichkeit wissen wir nichts von ihm, nichts von diesem ägyptischen König, der einmal ein Prinz war, ein junger Mensch, der genauso seine Ideale hatte wie mancher andere junge Prinz, sie offenbar verlor, als er hinter die Kulissen der Politik zu sehen anfang. Wir werden sein Gesicht nicht vergessen, es ist uns eingepägt, eingehämmert, uns nahegebracht, wir begegnen ihm, sehen es, ohne es zu wollen: schlagen wir beim Zahnarzt gelangweilt eine Zeitung auf, blicken wir jemand, der in der Straßenbahn neben uns sitzt, über die Schulter, gehen wir ins Kino, irgendwo, irgendwann werden wir ihn sehen: den Exkönig Faruk – wir werden ihn oft sehen, so oft, daß wir ihn nie mehr vergessen werden. Wenn uns in zehn Jahren der Name wieder begegnet, werden wir uns seiner erinnern, und wir werden denken: Ach so, ja, dieser Faruk, das war doch der Dicke, der diese widerwärtigen Korruptions- und Weibergeschichten hatte.

Aber wir werden nie wissen, ob dieser Eindruck richtig war oder ist. Wir können nichts kontrollieren und vor allem, wenn wir einmal darüber nachzudenken versuchen, werden wir keinen Grund finden, warum uns dieser Faruk so oft gezeigt wird. Es gibt sehr viele Könige noch in

der Welt – die meisten von ihnen machen keinen glücklichen Eindruck, und mancher von ihnen wird nicht besser, auch nicht schlechter sein als Faruk –, jeder wird seine private Tragödie haben, von der wir nie etwas Wesentliches erfahren.

Dabei gibt es im Leben Faruks kaum etwas, was diese Sensation, zu der er gemacht, rechtfertigt: gewiß, er hat eine Frau verstoßen, weil sie ihm keine Söhne gebar – das geschieht häufiger, als wir glauben; man hat ihn gewisser Schiebungen überführt – das geschieht täglich mit anderen, von denen wir nie erfahren, und die Gesichter derjenigen, die mit großem moralischem Geschrei die Schiebungen ihres Exkönigs verkünden, diese Gesichter sehen kaum vertrauenswürdiger aus als das Gesicht des Königs selbst, und seine Frau, seine Schwiegermutter, die – mit dem Ausdruck großer moralischer Entrüstung auf dem Gesicht – ein Flugzeug bestiegen, ins befreite Ägypten zurückflogen: diese beiden erwecken nicht gerade große Sympathie in uns.

Inzwischen aber – unmerklich – geschieht etwas anderes, ganz nahe neben uns geschieht etwas anderes, von dem wir nichts bemerken, obwohl es uns mehr angeht als die Gesichter dieser Fremden. Unsere Kinder gehen in die Schule: sie verlassen um acht das Haus, kommen gegen eins zurück, werfen den Ranzen ab, essen, spielen, machen ihre Aufgaben – wir fragen sie einmal etwas, bekommen eine kurze Antwort – und geben uns zufrieden, schlagen die Illustrierte auf und blicken in die Gesichter dieser fremden und fernen Zeitgenossen, während wir kaum etwas von dem ahnen, was unsere Kinder erleben, was sie wissen, erfahren, was sie möglicherweise quält.

Inzwischen sterben in Korea täglich junge Männer, die nur gelegentlich einer Schlagzeile für wert befunden werden, und es werden Verträge unterschrieben, und ein Drittel der Erdbevölkerung lebt im Zustand chronischer Un-

terernährung; täglich fliehen irgendwo Menschen, geschehen Unglücke, und Katastrophen brechen herein – aber selbst eine so große Katastrophe wie die Überschwemmung niederländischer und englischer Gebiete, die mehr als tausend Tote erforderte und viele tausend Menschen arm machte, selbst eine so gewaltige Katastrophe wird kaum länger als eine Woche für aktuell genug gehalten, um Gegenstand laufender Berichte zu sein: Zähl schlägt die andere, die Scheinaktualität wieder durch, sie wird sichtbar wie ein Wasserzeichen: Köpfe der Könige und Schauspielerinnen, die uns im Grunde gar nicht interessieren, uns auch nichts angehen und die auswechselbar sind wie die Köpfe eines Kasperletheaters.

So lernen wir den Tageslauf irgendeiner Filmschauspielerin auswendig, wissen, wann sie aufsteht, was sie frühstückt, welche Gymnastik sie treibt, kennen jeden einzelnen ihrer Hunde mit Namen, wissen möglicherweise seine Krankheiten und seine Diät – oder wir sehen irgendeinen pensionierten König mit gelangweiltem Gesicht über den Golfplatz gehen, wissen von ihm, welche Manschettenknöpfe er trägt; von jenem Drittel der Erdbevölkerung aber, das ständig hungert, erfahren wir nichts, unser Wissen über große Länder der Welt ist aus ein paar Vorurteilen zurechtgeschustert. Gleichgültig gleiten unsere Hände, wenn wir irgendeinen Punkt auf der Erde suchen, über große Flächen hinweg: in der östlichsten Ecke Sibiriens, wo Millionen Menschen in Lagern, in unbekanntenen Städten, in riesigen Industriebezirken Sklavenarbeit leisten und ein Sklavenleben leben.

Fast einhundertzwanzig Minuten – zwei Stunden täglich – jede neunte Minute im Programm unseres Systems hören wir Nachrichten. Wir lauschen der Stimme jenes Mannes, der sachlich – so wie man bei ihm voraussetzt – von den Dingen berichtet, die in der Welt geschehen sind, aber hinter einer einzigen Suchmeldung, die nur den

Bruchteil einer einzigen dieser einhundertzwanzig Minuten ausmacht, hinter einer einzigen Suchmeldung verbirgt sich mehr Schmerz, als zu erklären wir uns anmaßen können. Über jede einzige dieser winzigen Notizen ließe sich eine Tragödie schreiben: Verlust eines Kindes, eines Mannes, einer Mutter. Wir hören immer nur Worte, aber Worte stehen für Dinge, und weil die Worte zu verschleifen in Gefahr sind, kommen die Dinge in Gefahr, an Bedeutung zu verlieren.

Wir wissen genau, welchen Weg der Krönungszug in London genommen hat, aus welchen Geweben die Gewänder hergestellt sind, wir sind über das gesamte, sehr komplizierte Zeremoniell unterrichtet – den Namen des Abgeordneten aber, dem wir bei der letzten Wahl unsere Stimme gegeben haben, kennen wir nicht mehr: Wir haben uns kaum für ihn interessiert, haben uns blind darauf verlassen, daß der Apparat irgendwie funktioniert, die Partei, die wir gewählt haben – »es schon machen wird«. Wir verschwenden unsere Aufmerksamkeit auf völlig nebensächliche Dinge, und wir haben dann keine Zeit mehr für die Dinge, die unser tägliches Leben wirklich bestimmen: Unsere Verfassung ist uns unbekannt, sehr ungenau wissen wir Bescheid über den Aufbau unserer Gemeindeverwaltung. Unsere staatsbürgerliche Freiheit lassen wir ungenutzt. Wir haben uns daran gewöhnt, auf die Steuer, auf die Verwaltung zu schimpfen, aber keine Gelegenheit, uns darüber zu informieren, was mit unserem Geld geschieht, nehmen wir wahr. Eine westdeutsche Großstadt ließ ihren Haushaltsplan zur Einsicht ihrer Bürger eine Woche lang aufliegen: Es waren insgesamt drei Bewohner der Stadt, die es der Mühe für wert hielten, sich wirklich zu informieren.

Wir halten es für wichtig, Bescheid zu wissen, wer am Begräbnis irgendeines Fürsten teilgenommen hat – aber den Lehrer unseres Kindes kennen wir nicht; ihn uns ein-

mal anzusehen, mit ihm zu sprechen, halten wir für unwichtig – ohne ihn zu kennen, vertrauen wir ihm unsere Kinder an, deren Gedanken, deren religiöse, politische Anschauung er wesentlich beeinflussen wird.

Das Lächeln unseres Lieblingsfilmschauspielers ist uns vertraut, was aber morgens zwischen acht und eins mit unseren Kindern geschieht, scheint uns gleichgültig zu sein. Wir betrügen uns um unser eigenes Leben, betrügen unsere Kinder, indem wir unsere Aufmerksamkeit auf scheinbare Aktualitäten verschwenden. Wir wissen nicht, ob es unserem Nachbarn schlecht- oder gutgeht, werden eines Tages überrascht, indem wir beobachten, daß ein Sarg aus dem Nachbarhaus getragen wird: Unser Nachbar ist gestorben; aber wir wissen, ob der Kapitän der Fußballmannschaft, auf die wir setzen, einen Schnupfen hat. Es ist uns lästig, wenn unsere Frau abends zu erzählen beginnt, wie sie ihren Tag verbracht hat, was geschehen ist, welches ihre Sorgen sind, aber wir interessieren uns für den Kummer eines Filmstars, der wahrscheinlich erfunden ist, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln.

Aktuell ist unser eigenes Leben, alles, was damit zusammenhängt; es geht uns wirklich etwas an, und wir müßten wissen, wie es in unserer Nähe aussieht: Der Raum, den wir zur notwendigen Entspannung und Ablenkung für die geschickt erfundenen Einzelheiten aus dem Leben von Film- und Sportgrößen, von Königen und Fürsten, ausparen können, dürfte nur gering sein. In Wirklichkeit ist er größer, als wir verantworten können angesichts der Unkenntnis, die wir unserem eigenen Leben gegenüber besitzen: Was an wirklich Neuem uns angeht, für uns aktuell ist, geschieht ganz nahe neben uns: Jeden Tag verändert sich das Gesicht unseres Kindes, jeden Tag könnten wir etwas Neues an unserer Frau, an unserem Mann entdecken, denn kein Mensch kennt den anderen, und viele Abenteurer, die durch die ganze Welt gezogen sind, Ge-

fahren bestanden und die Erregungen fremder Erdteile erlebt haben, kehrten heim und waren erstaunt über die Abenteuerlichkeit eines alltäglichen Lebens.

Es geht uns nichts an, daß ein pensionierter König morgens sechs Eier zum Frühstück ißt, es ist uninteressant für uns, zu wissen, wieviel Meter Samt bei einer Fürstenhochzeit verbraucht worden sind, und es ist nicht im geringsten aktuell für uns, daß ein Filmschauspieler sich einen Schnurrbart wachsen läßt. Wir entfliehen unserem eigenen Leben, indem wir uns mit den Einzelheiten eines fremden beschäftigen; was uns an fremdem Leben angeht, ist das, von dem wir wenig erfahren: vom Tod junger Männer, die täglich in Korea und Indochina sterben, vom Hunger eines Drittels der Erdbevölkerung und vom unbekanntem Leiden vieler Millionen, die in Ländern leben, die uns kaum dem Namen nach bekannt sind. Jeden Augenblick geschieht das Ungeheuerliche, das wirklich Aktuelle: Menschen werden geboren und sterben, es geschieht ganz nahe neben uns, wir aber sind in Gefahr, über dem Grinsen Faruks das Lächeln unseres Kindes zu vergessen.

Der Schrei nach Schinken und Pralinen

|1953|

Der Schrei nach dem Schinken betrifft nicht unseren Frühstückstisch, der nach Pralinen nicht unser latentes Verlangen nach konzentrierter Süßigkeit. Beide Schreie sind literarische Naturtöne von verschiedenen Orten. In den Lektoratsstuben der Verlage macht sich hin und wieder in einem verzweiferten Geschrei Luft: der Schrei nach dem Schinken, dem Buch, das den Umfang von *Vom Win-*

de verweht hat, jenen unbestimmbaren flutschigen Inhalt, der sich nicht genau definieren läßt, niemals genau zu definieren sein wird. Das Buch muß sich auf 19,80 DM kalkulieren lassen, und man weiß im voraus, daß es gehen wird. Seitdem die Verleger wissen, woher der Wind weht – ohne den Wunsch, zu wissen, wohin er sie weht –, projiziert sich der Schrei nach dem Schinken in Briefen an den Autor, der sich plötzlich umworben fühlt, alle Torheiten einer spröden Schönen begehrt, die von ihrem Sex-Appeal nichts ahnte, sich dessen plötzlich bewußt wird und ihn rücksichtslos auszunutzen gedenkt. So geschieht es denn, daß manch gutes Manuskript einfach breitgetreten, ausgewalzt oder wie Gummi behandelt wird, einzig und allein aus dem Grund, weil es für 19,80 DM besser zu verkaufen ist als für 7,50 DM.

Ich habe nichts gegen Schinken, die von Natur welche sind, jedes Kunstwerk hat sein Maß und sein Ausmaß, aber das Ausmaß allein kann kein Einwand gegen oder Argument für ein Kunstwerk sein. Die *Marquise von O.* wäre ein großartiger Romanstoff, und aus *Moby Dick* könnte man eine großartige Kurzgeschichte machen, aber Kleist hat das eine und Melville das andere geschrieben, und es ist gut so, gut für Kleist, gut für Melville, daß sie wußten, welche Form sie zu wählen hatten.

Aus manchem Schinken läßt sich die großartige Kurzgeschichte, die er einmal gewesen ist, bevor er die Injektion Bestsellerserum bekam, noch herauslesen, aber sie schmecken so fad, wie kürbisgroße Äpfel schmecken würden, Ergebnis eines fragwürdigen Experiments. Die Verleger lieben es, mit ihren Schinken, ihren Bestsellern ein wenig anzugeben, ihren eigenen Instinkt zu preisen, aber noch kein Verleger hat je von den Bestsellern erzählt, die welche werden sollten und keine wurden: von den großen Erfolgen wird immer, von den Reinfällen nie erzählt, denn das ist das Merkwürdige: gar mancher Schin-

ken, der ein Bestseller werden sollte, alle Eigenschaften eines solchen hatte, getestet, geglättet, wohlverpackt war, den richtigen Preis hatte, der genau den snobistischen Nerv traf, den er treffen sollte, so mancher dieser Schinken wurde madig, endete ruhmlos und ward den Hunden vorgeworfen.

Aber während die Verlage zuviel Papier haben, haben die Zeitungen zu wenig: dasselbe Publikum, das nach dem Schinken zu gieren scheint, verlangt im Feuilleton nach der literarischen Praline: einem sorbetartigen, zusammengekochten Zeug, das offenbar die Funktionen eines Desserts zu erfüllen hat. Es gibt Pralinen, die von Natur welche sind: gut, mögen sie munden, aber der junge Autor, dem anderseits der Schinken von 800, einerseits die Praline von 1 1/2 Schreibmaschinenseiten abverlangt wird, dem die Schublade zu platzen droht von Manuskripten, die weder das eine noch das andere sind, der außerdem natürlich Geld nötig hat, versucht sich nun sowohl als Bonbonkocher wie als Schinkenfabrikant: er streicht die eine Erzählung zu einem Konzentrat zusammen und injiziert der anderen Schinkenserum. Es wird nicht gut.

Jedes Kunstwerk hat sein Maß und sein Ausmaß. Es gibt keine Regel. Jeder Künstler kennt – immer mit dem notwendigen Gran Unsicherheit – seine Möglichkeit, seine Grenzen: er mag sie hin und wieder überschreiten, mag Pralinen produzieren, um sich Brot zu kaufen, aber wenn er anfängt, Pralinen zu produzieren, um sich Pralinen zu kaufen, wird die Geschichte heikel.

Ich spreche pro domo, spreche für die Schriftsteller, spreche gegen eine Literatur, die nur gemacht ist. Man kann viel machen, aber nicht alles.

»Wir sind nicht restaurativ«

|1953|

Es ist immer ein wenig peinlich, wenn die Väter den Söhnen vorwerfen, nicht so kühn, so kenntnisreich, so erfolgreich zu sein, wie sie einmal waren. Peinlich, ein wenig lächerlich zugleich, aber tragisch ist diese ewig wiederkehrende Situation, daß die vorangehende Generation die folgende für nichtsnutzig erklärt. So sah sich Hermann Kesten (erfolgreicher Schriftsteller der Vätergeneration) veranlaßt, öffentlich und an mehreren Stellen, den Söhnen vorzurechnen, wie reizlos, kenntnislos und erfolglos ihre Literatur sei. Die Söhne sind – nach Kesten – milde, mittelmäßig, wagen keine Experimente, plätschern niedlich-friedlich dahin und lieben es, am warmen Herd zu sitzen, literarische Strümpfe zu stricken und der »Restauration« zu dienen.

Offenbar sind Hermann Kesten einige Denkfehler unterlaufen, und offenbar hat er bewußt einige Tatsachen übersehen. Ein niedlich-friedlicher Schriftsteller ist fast immer ein erfolgreicher Schriftsteller, und würde sich die jüngere und junge Generation so bereitwillig in die Restauration einfügen, wie Hermann Kesten unterstellt: der Erfolg würde nicht so lange auf sich warten lassen.

In Deutschland ist seit 1945 sehr viel und mit dem Mut der Verzweiflung experimentiert worden: angefangen von Borchert bis Arno Schmidt sind die »Jungen« leidenschaftlich bemüht gewesen, den Stil, die Sprache der Zeit zu finden, und noch niemals ist der Bruch zwischen den Generationen so abrupt und endgültig vollzogen worden: es ist eine neue Literatur im Entstehen, teils schon entstanden, die alle Experimente rechtfertigt, denn ein Experiment wird durch sein Ergebnis gerechtfertigt, und das Ergebnis ist da.

Es wäre leicht gewesen, Wiechert zu imitieren, das Publikum, das er in Deutschland besaß und besitzt, neu zu erobern; es wäre leicht gewesen, Schüler und Nachfolger von Thomas Mann und Hermann Hesse zu werden, aber merkwürdigerweise ist keiner diesen mühelosen Weg gegangen, hat sich keiner auf das Karussell gesetzt und sich gemütlich in der Tradition mit drehen lassen.

Da sitzen die geprügelten Knaben zwischen 25 und 50 also da und sehen sich auf eine recht paradoxe Weise gerechtfertigt.

Wichtig ist nur, daß man weiß, was man will – und diese »Jungen« zwischen 25 und 50 wissen es: sie haben ihren Stil, ihre Sprache und ihre Form gefunden, und keinem einzigen von ihnen steht der Sinn nach Niedlichkeit.

Auferstehung des Gewissens

|1954|

Ein Dichter kam aus Paris nach Deutschland, um hier in verschiedenen Städten seine Gedichte zu lesen. Er hatte Freunde hier und gewann auf dieser Reise neue Freunde, aber so »nebenher« bewirkte er etwas Außerordentliches: er bewirkte, daß ein elfjähriges Mädchen in die nächste Klasse aufstieg. Unumstößlich war das Schicksal des Mädchens schon besiegelt, es sollte sitzenbleiben, aber der Dichter korrigierte das Unabänderliche. Wer je in Gefahr war, sitzenzubleiben oder je sitzenblieb, weiß, wie schrecklich die Angst in den Tagen vor Beginn der Osterferien sein kann. Jeder kennt auch die schreckliche Endgültigkeit amtlicher Beschlüsse. Aber in diesem Falle erwies sich das Endgültige als nicht endgültig, und wie der Dichter diese Korrektur des Schicksals erzwang, ist eben-

so einfach wie unerklärbar; durch sein Wort, durch seine Person: er beschwor die Lehrerin, stellte ihr die Schrecken des Kindes dar, er kämpfte um dies Kind, das er nicht kannte, nie kennenlernen wird; was weinende Eltern und das Kind nicht erreicht hatten, der Dichter erreichte es: das Kind stieg in die nächste Klasse auf. Das Glück eines Kindes wiegt schwer.

Diese Geschichte ist geschehen, und sie könnte rührend sein, wenn nicht in derselben Klasse, in der dieses Mädchen sitzt, wenige Tage vor der Ankunft des Dichters folgendes sich gezeigt hätte: Die Lehrerin hatte über die Juden gesprochen, und es stellte sich heraus, daß nicht ein einziges von vierzig Kindern um die Judenvernichtung wußte, um den kaltblütigsten Pogrom, der je in der abendländischen Geschichte stattfand.

Der Dichter aber ist ein Jude, seine Eltern sind ermordet worden, wie sechs Millionen dreiundneunzigtausend Juden ermordet worden sind.

Unsere Kinder wissen nicht, was vor zehn Jahren geschehen ist. Sie lernen die Namen von Städten kennen, mit deren Nennung sich ein fader Heroismus verbindet: Leuthen, Waterloo, Austerlitz, aber von Auschwitz wissen unsere Kinder nichts. Seltsame und recht fragwürdige Legenden werden unseren Kindern erzählt: vom Kaiser Barbarossa, der mit dem Raben auf der Schulter im Kyffhäuser sitzt; aber die historische Realität der Stätten wie Treblinka und Maidanek ist unseren Kindern unbekannt.

Und doch wären die Spuren des Massenmordes an den Juden auch in Köln zu finden. Der Sammelplatz für die Kölner Juden war das Messegelände, einer der Orte, an die das »deutsche Wunder« viele Tausende von Ausländern lockt. Schon die Bezeichnung »Wunder« für den wirtschaftlichen Aufstieg sollte uns Christen nachdenklich machen: ein Wunder ist die Auferstehung Jesu Christi, und – genaugenommen – ist es blasphemisch, eine wirt-

schaftliche Blüte als Wunder zu bezeichnen. Möbel und Kameras, Stoffe und Maschinen werden heute ausgestellt an dem Ort, der für Tausende von Juden aus Köln und der Umgebung Kölns die erste Station auf dem Wege zum Tode war.

Unsere Kinder wissen davon nichts, und wir, die wir es wissen, reden und denken darüber hinweg, ein Vorgang, den man mit der billigen Vokabel Vitalität zu erklären versucht. Aber jene Vitalität, die das »deutsche Wunder« bewirkt, ist kein ausreichendes Alibi für unser Gewissen. Wir beten für die Gefallenen, für die Vermißten, für die Opfer des Krieges, aber unser abgestorbenes Gewissen bringt kein öffentliches, kein klares und eindeutig formuliertes Gebet für die ermordeten Juden zustande, und doch müßte, wer Augen hat zu sehen, wer Ohren hat zu hören, es überall sehen, es überall hören. Eine Spur, die sich unbekannt in der Namenlosigkeit des Massenmordes verlor, führt über ein holländisches Lager, ein holländisches Kloster unweigerlich nach Köln zurück: die Spur von Edith Stein; ihr Name blieb erhalten, weil sie als Philosophin bekannt war; aber der Name von Edith Stein zeugt nicht nur für ihre Philosophie, für ihr Leben als Karmeliterin, er zeugt auch für den Mord an den Juden. Ein Güterzug, der von Holland aus ostwärts fuhr, ein Zettel, aus dem fahrenden Zug geworfen: das ist die Spur, die in eins der Vernichtungslager im Osten führt, eine Spur, die in das Herz von Köln, in den Kölner Karmel zurückführt. Viele dieser Spuren, die sich in Güterwagen verlieren, führen nach Köln zurück, wie sie in jede deutsche Stadt führen. Wie die Unwissenheit der Kinder beweist, ist das Gewissen der Eltern – unser Gewissen – tot: getötet vielleicht von Scham, getötet vielleicht von Vitalität, aber wir wollen uns nicht täuschen: die Vitalität, die das »deutsche Wunder« wirkt, ist kein Alibi für das Gewissen der

Christenheit. Es gibt eine christliche Vitalität, aber sie ist nicht dieselbe, die das »deutsche Wunder« bewirkt hat.

Wir sind so milde geworden

|1954|

Früher gab es Straßenräuber, Raubritter, heute gibt es verlorene Baukostenzuschüsse, eine höchst sublimen, vornehm benannte Art des Raubes, gegen die niemand geschützt wird. Es gibt Gesetze über Speiseeis, aber gegen Raub sind wir offenbar gesetzlich nicht zu schützen. Wir wehren uns nicht gegen diese unsere Wehrlosigkeit, wir sind brave Kinder, gehorsam und demütig, und wir lassen es uns gefallen, daß man Leute, die man schlichtweg Schwindler nennen müßte, als Leute mit finanziellem Weitblick, mit wirtschaftlicher Kühnheit bezeichnet. Inzwischen sind die Bundestagsabgeordneten, die roten, die schwarzen und die grauen – und was es sonst noch für Farben geben mag –, mit den nachgezählten Diäten in Urlaub gefahren. Das Gesetz über die Erhöhung der Diäten war in einer Minute durch. Ich weiß nicht, ob ein einziger Abgeordneter, ein einziger Minister wenigstens schamrot geworden ist. Der Himmel über Bonn hätte an diesem Abend rot leuchten müssen.

Wir braven, den Baukostenzuschuß-Räubern preisgegebenen Staatsbürger ärgern uns zwar, aber unser Ärger ist so milde, daß er keine Gefahr darstellt, und der Himmel über Bonn blieb stumpf an jenem Abend.

Minister halten Reden, die sie, ohne im geringsten gefährdet gewesen zu sein, gerade so gut 1936, 1939 oder 1943 hätten halten können – ein großes Heim-ins-Reich-Geschwätz –, oder sie fahren Rad bei irgendwelchen Sol-

datenverbänden. Uns scheint das alles nicht zu kümmern. Wir zahlen Baukostenzuschüsse und unterhalten uns in der neuen Wohnung über die Farbe der Vorhänge, über Teppichsorten, und wir beschließen, von jetzt an wirklich feine Menschen zu werden: das heißt, den Rotwein nicht mehr aus Wassergläsern zu trinken, und die nächste Anschaffung wird der neue Knigge sein, denn wenn wir eingeladen sind, müssen wir doch wissen, wie man sich benimmt.

Ehre, Ruhm, Opfer, Einsatz, Vaterland – das sind so die Vokabeln, die man aus Ministerreden kennt, aber wenn dann einmal ein John stiften geht (und immerhin für Wochen ganz kostenlos einmal wirklich Gesprächsstoff liefert – denn nun brauchen wir uns nicht mehr über Vorhänge, Teppiche und Rotweingläser zu unterhalten), wenn dann einmal ein John stiften geht – dann erweisen sich die Diätenerhöher als völlig hilflos, und es kommt das rührende Bekenntnis: »Ich bin unschuldig.«

Wir aber sind so milde geworden, so vernünftig, so einsichtsvoll und so nachsichtig – daß wir aus einem Nazi einen »Nazi«, aus einem Kriegsverbrecher einen »Kriegsverbrecher« werden lassen: wir lassen die Tyrannei der Führungsstriche über uns walten (und die Führungsstriche haben eine verdächtige Ähnlichkeit mit Miniaturlorbeerkränzen). Ein Nazi aber ist ein Nazi, ganz ohne Führungsstriche, und was uns die Nazis bescherten, war Blut und Dreck und – Ehre, Ruhm, Opfer, Vaterland und Heim ins Reich.

So ganz leise, unterderhand, in ein paar Nebensätzen, mit ein paar Führungsstrichen und ein paar infamen, windigen Wortwendungen werden die Widerstandskämpfer diffamiert, und die Schweinehunde, die noch im April und Mai 1945 Soldaten exekutieren ließen, werden öffentlich von Generälen gedeckt. Wir aber, wir Braven, wir sind so milde geworden, so einsichtsvoll, und Ordnung muß ja sein, natürlich.

Wenn wir uns nicht gerade über Teppiche, Vorhänge, Rotweingläser und Automarken unterhalten, dann schimpfen wir – wie es fast zum guten Ton gehört – auf die sogenannte Restauration, aber wir wollen uns auf dieses Geschwätz nichts einbilden; dieses Schimpfen ist nur das Gewürz für unser harmloses Geplauder: Paprika in die milde Nudelsuppe, die wir harmlosen, braven Kinder uns gekocht haben. Und wir wollen pünktlich den verlorenen Baukostenzuschuß zahlen, aber nicht nur ihn, sondern dazu noch 12 1/2 Prozent Zinsen; denn wir müssen uns ihn natürlich leihen: wir milden Narren, wir braven Kinder – vergebens werden wir darauf warten, daß der Himmel über Bonn von der Schamröte der Abgeordneten leuchtet. Stumpf wird der Himmel bleiben, stumpf wie die Sprache, die dort gesprochen wird. Wir sollten die Reden Wort für Wort studieren, mit einem Rotstift in der Hand, denn in einer Republik leben, heißt nicht, ein Schaf zu sein. Eine merkwürdige, fast schon absurde Selbstgefälligkeit liegt darin, sich die Diäten zu erhöhen, unsere Väter, unsere Mütter, die Kriegswaisen, die Witwen aber hart und scharf an der Strippe zu halten; sie alle, die durch den Krieg fast zu Bettlern geworden sind, knapp zu halten und in geschmackloser Eile sich selbst die Diäten zu erhöhen, für Rot und Schwarz und Grau – und was es sonst noch für Farben geben mag. Der Himmel über Bonn aber wurde und wurde nicht rot an jenem Tag.

Mit Phrasen läßt sich das Brot nicht bezahlen, und der Raub genießt gesetzlichen Schutz: wir aber, wir sind so milde geworden, so brav, wir lassen uns alles gefallen – und wahrscheinlich ist die Aufregung über Kirst inzwischen gemildert, denn Ernst von Salomon hat das Drehbuch für den Film geschrieben: Na also: damit ist doch der Nagel auf den Kopf getroffen! Wir aber sind so milde geworden, so nachsichtig und gleiten langsam in die Tyrannei der Anführungsstriche hinein. Wir schimpfen zwar

auf die Restauration, aber wir wollen uns auf dieses Geschwätz nichts einbilden.

Der Zeitgenosse und die Wirklichkeit

|1954|

Die bloße Nennung des Wortes Wirklichkeit löst im allgemeinen Unbehagen aus. Wirklichkeit – das klingt nach Zahnarzt, und den Besuch beim Zahnarzt schiebt man möglichst hinaus, obwohl man weiß, daß es sinnlos ist, ihn hinauszuschieben. Der Zeitgenosse glaubt zu wissen, daß die Wirklichkeit häßlich und quälend sei, daß man sie nicht herankommen lassen darf; nah genug kommt die Wirklichkeit des Alltags, die eigenen Sorgen und Nöte in Permanenz. Wozu da noch ferne, noch fremde Wirklichkeiten an sich herankommen lassen. Aber die fremden Wirklichkeiten sind nur scheinbar fremd, und die fernen sind nur scheinbar fern. Es gibt nichts, was uns nichts angeht, das heißt positiv: alles geht uns etwas an.

Die Wirklichkeit ist wie ein Brief, der an uns gerichtet ist, den wir aber ungeöffnet liegenlassen, weil die Mühe, ihn zu öffnen, uns lästig ist – oder weil uns die Vorstellung quält, der Inhalt könne unerfreulich sein, eine Vorstellung, die uns fast gewiß erscheint. Die Wirklichkeit ist eine Botschaft, die angenommen sein will – sie ist dem Menschen aufgegeben, eine Aufgabe, die er zu lösen hat. Die Wirklichkeit verleugnen – das ist wie Schulschwänzen, und es gelingt leider niemals, permanent die Schule zu schwänzen. Wir sitzen auf dem Sekundenzeiger, der die Vergangenheit von der Zukunft trennt, und der Zeiger bewegt sich so schnell, daß wir seine Bewegung kaum erkennen – so wie wir die Bewegung der Erde nicht spüren,

obwohl sie stattfindet; die Zeit ist ein Karussell, das sich so geschwind dreht, daß wir seine Bewegung nicht mehr erkennen und zu ruhen scheinen, zu ruhen in der Gegenwart, während die Zeit vergeht; was hinter dem Sekundenzeiger liegt, ist Vergangenheit, was vor ihm liegt, Zukunft; und wir sitzen auf dieser schmalen Gabel und vergehen mit der Zeit. Die Wirklichkeit des Augenblicks ist die Vergänglichkeit, die unsere Kinder mit so beneidenswerter Intensität genießen, daß sie ihnen ewig erscheint, ohne Ende im Schmerz und ohne Ende in der Freude: Gras und Wind, Wasser und der Ball – und die grellgefärbte Zuckerstange – die Ewigkeit des buntbemalten Luftballons: das ist die Wirklichkeit des Vergänglichen, das auf der Spitze des Sekundenzeigers neben uns herfährt. Das ist die Verzauberung durch die Zeit, der wir uns hingeben können, wissend, daß wir die Schule schwänzen, und wissend, daß es herauskommen wird – während die Kinder noch glauben dürfen, daß es nicht herauskommt: daß die grellgefärbte Zuckerstange ewig, der Luftballon unsterblich und die Kirmes eine Dauereinrichtung sei.

Aber die Zuckerstange wird dahinschmelzen, der Luftballon wird platzen oder davonfliegen, und die Kirmes wird abgebrochen. Wir wissen es und sind damit der Wirklichkeit ausgeliefert, sind es von jenem uns bekannten Punkt an, wo wir aufhören, Kinder zu sein.

Wir müssen den Brief öffnen, die Aufgabe zu lösen versuchen.

Da durchblättert man möglicherweise einmal einen alten Schulatlas und berührt gleichgültig jene öde erscheinenden grünlichen Flächen im nördlichen Teil Rußlands. Nur wenige, nicht sehr große schwarze Punkte lassen auf eine geringe Besiedlung schließen. Man hat einmal etwas von Tundra, etwas von Taiga gehört – und doch, diese grünlichen, öde erscheinenden Flächen werden erst wirk-

lich, wenn wir darüber lesen: »Es ist das Land mit der niedrigsten Temperatur: etwa 70 Grad unter Null. Die Verschiffung von Sklaven und Kolonisten nach Kolyma, wobei die Verschiffung über das Eismeer nicht berücksichtigt ist, umfaßt vierhundert- bis fünfhunderttausend Menschen jährlich. Die Sterblichkeit beträgt 20–25 Prozent jährlich. Vorsichtige Berichte nennen zehn Millionen Gefangene.«

Durch dieses winzige Zitat von sieben Zeilen Umfang sehen wir den fernen und fremden Teil der Erde mit so vielen Menschen bevölkert, wie die Bevölkerung Schwedens, Norwegens, Dänemarks ausmacht – und der Bericht ist schon fünf Jahre alt. Wir ahnen die Existenz manches Verschollenen, und es könnte möglich sein, daß die Wirklichkeit dieses Teils der Erde, den wir beim Durchblättern des Schulatlanten gleichgültig mit den Händen berührt haben – daß diese Wirklichkeit bis in unser Haus reicht: daß der Mann, der in der Wohnung unter uns wohnte, dort *lebt* – oder der, der einmal die Badewanne benutzt hat, die in dem zerstörten Haus nebenan immer noch zwischen Himmel und Erde hängt.

Auch unsere Phantasie ist wirklich, eine reale Gabe, die uns gegeben ist, um aus den Tatsachen die Wirklichkeit zu entziffern. Phantasie hat nichts mit Phantasterei zu tun, nichts mit Phantomen – Phantasie, das ist unsere Vorstellungskraft, unsere Fähigkeit, uns ein Bild von etwas zu machen: und das Bild ist die Verbindung der Badewanne, die nebenan im zerstörten Haus dem Regen seit neun Jahren preisgegeben ist – die Verbindung dieser Badewanne mit der öde erscheinenden grünlichen Fläche, die wir beim Durchblättern unseres Atlanten gleichgültig berührt haben.

Die Wirklichkeit wird uns nie geschenkt, sie erfordert unsere aktive, nicht unsere passive Aufmerksamkeit. Geliefert werden uns Schlüssel, Ziffern, ein Code – es gibt

kein Passepartout für die Wirklichkeit: Bücher, Tatsachen, sie sind immer nur – sind es bestenfalls – Teile von oder Schlüssel zu Wirklichkeiten, sie öffnen Wirklichkeiten, wie man Türen zu Gebäuden öffnet, damit der Eintretende sich darin umsehe. Und man muß eintreten in den noch unbekanntem Raum und sich darin umsehen. Das Wirkliche liegt immer ein wenig weiter als das Aktuelle: um einen fliegenden Vogel zu treffen, muß man *vor* ihn schießen: man muß dazu die Geschwindigkeit des Vogels, die des Geschosses kennen, zahlreiche Imponderabilien noch: Wind und Luftdruck, Dinge, die sich errechnen lassen, und wenn die Berechnung fehlgeht, fliegt der Vogel davon in Entfernungen hinein, wo er unerreichbar für das Geschoß wird. Auch die Wirklichkeit bewegt sich.

Schon fast vergessen sind die japanischen Fischer, die vor Monaten bei Atomversuchen verseucht wurden, und doch hätten wir uns ihre Bilder ausschneiden, sie aufkleben und an die Wände unserer Zimmer hängen sollen, denn diese Fischer waren die ersten Märtyrer einer neuen Wirklichkeit des Todes. Für einige Tage waren sie aktuell – eine kurze Welle des Erschreckens lief um die Welt, und man begann zu ahnen, was dort geschehen war: Die Möglichkeit zum kollektiven Selbstmord der Menschheit war zum ersten Male offenbar geworden. Die Fischer, und was mit ihnen geschah, waren aktuell, wie vieles für Tage aktuell ist. Was aber *wirklich* an diesem Tage geschehen war, wurde kaum offenbar; der Regen, der auf uns herabfällt, die Luft, die wir atmen, sie können diesen neuen Tod enthalten. Der Bäcker kann uns – ohne es zu ahnen – diesen neuen Tod ins Brot kneten, der Briefträger kann ihn mit der Post ins Haus bringen.

Papst Pius XII. sagte: »Vor den Augen der aufgeschreckten Welt steht das Bild ungeheurer Zerstörungen, das Bild von ganzen Ländern, die unbewohnbar wurden und unbrauchbar für den Menschen.«

Und der Vorsitzende der Atomkommission in den USA, Robert Oppenheimer, sagte: »Die Physiker haben die Sünde kennengelernt, und das ist ein Wissen, das sie nicht abschütteln können. Es gibt nichts, kein Recht und keine Sache in der Welt, die die Anwendung der Atombombe rechtfertigen könnte. Der Präsident sollte dem Volke mitteilen, daß die Bombe von Grund auf und ethisch falsch ist.«

Das ist ein starkes Wort aus dem Mund eines Wissenschaftlers: Die Physiker haben die Sünde kennengelernt. Damit ist die Physik in Bezirken angekommen, wo nicht mehr bloß wissenschaftliche, sondern theologische Begriffe gelten.

Aktuell – eine grausame Aktualität – waren die Fischer, die sich außerhalb der Sicherheitszone bewegten und mit dem neuen Tod angesteckt wurden: wirklich – eine wirkliche Gefahr ist der Tod, der mit dem Regen auf uns herabfallen, der in unser tägliches Brot geknetet werden kann.

Aus dem Aktuellen das Wirkliche zu erkennen, dazu müssen wir unsere Vorstellungskraft in Bewegung setzen, eine Kraft, die uns befähigt, uns ein Bild zu machen. Das Aktuelle ist der Schlüssel zum Wirklichen.

Jene, die das Aktuelle für das Wirkliche halten, sind oft sehr weit davon entfernt, das Wirkliche zu erkennen. Ein sehr weit vom Aktuellen entfernter, irgendein kurz-sichtiger, zerstreuter Mann, der die Karikatur eines Professors abgeben könnte – er kann der Wirklichkeit näher sein als jener, der mit hängender Zunge hinter dem Aktuellen herrennt und es für das Wirkliche hält. Wer den fliegenden Vogel treffen will, muß ruhig zielen, gelassen muß er auf dem Sekundenzeiger sitzen, der das Vergangene vom Zukünftigen trennt, und muß mutig in den luftleeren Raum schießen, auf daß der Vogel ins Geschloß hineinfliege und das Wirkliche ihm in die Hand falle.

Der Zeitgenosse ist einem Reisenden vergleichbar, der auf dem Heimatbahnhof in einen Zug steigt und in die Nacht hinein zu einem Ziel fährt, dessen Entfernung unbekannt ist: im Dunkeln wird der Reisende oft aus halbem Dösen aufschrecken und aus dem Lautsprecher eines unbekanntes Bahnhofs die Stimme des Ansagers vernehmen, der ihm sagt, wo er sich gerade befindet: es werden ihm Namen genannt, die er nicht kennt, die ihm unwirklich erscheinen, Namen aus einer fremden Welt, die nicht zu existieren scheint: ein phantastischer Vorgang, der aber absolut wirklich ist. Das Wirkliche *ist* phantastisch – aber man muß wissen, daß unsere menschliche Phantasie sich immer innerhalb des Wirklichen bewegt.

Der Brief an uns ist geschrieben, die Aufgabe ist gestellt, die Schlüssel bekommen wir überreicht: wir können die Schule schwänzen, wir können den Besuch beim Zahnarzt hinausschieben, die Schleusen geschlossen halten, obwohl die Wirklichkeit dahinter drängt. Auf dem Sekundenzeiger sitzend, der uns ständig zwischen Vergangenheit und Zukunft hält, können wir die Luftballons für unsterblich, die grellgefärbte Zuckerstange für ewig halten – was unseren Kindern noch gestattet ist –, aber wir wissen ja, wissen es leider, daß es kein permanentes Schulschwänzen gibt: daß wir den Vogel abschießen müssen, unser Leben nur in der Wirklichkeit vollziehen können: es geht auf Leben und Tod.

Düsseldorfer Vortrag

|1954|

Indem ich mich zunächst eindeutig von der sowjetischen Politik und ihren Praktiken distanzieren und den lähmenden Schrecken, den ein totalitäres Regime ausstrahlt, in Erinnerung rufe, nehme ich zur Frage des Wehr- und Kriegsdienstes Stellung als ein leidenschaftlich interessierter Zeitgenosse, den es beunruhigt, wie wenig eine solche Frage hierzulande diskutiert wird: beunruhigt auch durch die Tatsache, daß der Bund der Deutschen Katholischen Jugend für 1 Million Mitglieder apodiktisch sich für den Wehr- und Kriegsdienst entscheidet, ohne offenbar große Unruhe in den Reihen seiner Mitglieder hervorzurufen. Diese Tatsache beweist, auf welche Art man eine solch wichtige Frage von oben herunter entscheiden kann, und zwar innerhalb einer Organisation, deren Mitglieder natürlicherweise gegen den Wehrdienst sein müßten. Es liegt mir nichts daran, alle die zu diffamieren, die ernsthafte Gründe haben, den Wehrdienst zu bejahen, aber es sollte ebensowenig möglich sein, alle, die ihn ablehnen, öffentlich zu diffamieren, ihnen keine Möglichkeit der Meinungsäußerung mehr zu lassen, sie des kindlichen Trotzes und der dummen Besserwisserei oder kommunistischer Umtriebe zu zeihen, wie es üblich zu werden beginnt. Es muß vor allen Dingen darum gehen – und das ist eine sehr dringliche Aufgabe aller Theologen – den Wehr- und Kriegsdienstverweigerern eine geistige Heimat und religiösen Trost zu sichern, die Frage des Wehr- und Kriegsdienstes als solche zum Gegenstand gründlicher und nüchterner theologischer Gutachten und Studien zu machen und die Position des Christen in dieser Frage zu klären. Die Wehrdienstverweigerung galt bisher – fast eine Art Narrenrecht – nur für gewisse Sekten, während es

gleichzeitig in ziemlicher Gedankenlosigkeit der öffentlichen Meinung selbstverständlich war, daß ein katholischer und evangelischer Christ selbstverständlich ein guter und begeisterter Soldat sein müsse. In diesem Punkt müßte die Revision beginnen. Wenn der BDKJ in seiner Stellungnahme schreibt: die allgemeine Wehrpflicht aller Staatsbürger ist die unausweichliche Konsequenz einer demokratischen Staats- und Lebensform – so bestätigt er Hitler, daß dieser alle Deutschen zu einer unausweichlichen Konsequenz der demokratischen Lebensform zwang, als er die allgemeine Wehrpflicht wiedereinführte. Millionen junger Männer sind gefallen, sie ließen Millionen Waisen und Witwen zurück, und unter den Trümmern der zerbombten Städte liegend die vielen Tausend, die in Kellern erstickten oder von einstürzenden Häusern begraben wurden. Wem daran liegt, die Leiden des letzten Krieges vergessen zu machen, bereitet den nächsten vor, und gewiß nicht zufällig wird allenthalben einem faden Optimismus das Wort geredet, jene billige Limonade einer falschen Heiterkeit verzapft, mit der die Jugend leichter zu fangen ist als mit der Erinnerung an die Schrecken, denen ihre Väter, Mütter, Brüder und Schwestern zum Opfer fielen. Wer die Jugend liebt, kann nicht aufhören, ihr die Schrecken des Krieges in Erinnerung zu rufen, und kann nicht einem seichten Opportunismus dienen, wie er mir aus dem Aufruf der Führer des BDKJ zu sprechen scheint, die sich mit einem verdächtigen Eifer schnell herabgelassen haben, eine Million Jugendlicher der Stupidität des Kasernenlebens auszuliefern, ihnen dabei vorspielend, es sei möglich, eine Art erweiterten katholischen Jugendlagers daraus zu machen. Wehrdienstalter, Wehrdienstzeit, Musterung, Einberufung – gespenstisch, wie vertraut man mit diesen Vokabeln umgeht – werden lauwarmen Betrachtungen unterzogen, ein wenig humanitärer Zucker wird verstreut, aber man scheint vergessen zu haben,

wie wenig man der windigen Humanität, der heuchlerischen Trockenheit einer Heeresvorschrift trauen kann. Auch die Vorschriften der früheren deutschen Wehrmacht waren durchaus nicht übel, enthielten keinerlei Vorschriften, die schrecklich anmuteten: keinen Soldaten durfte der geringste religiöse Zwang auferlegt, kein einziger durfte – theoretisch – schikaniert werden: trotzdem ist unzählige Male Zwang ausgeübt und Schikane praktiziert worden, und zum Ende des Krieges hin glich ein Genesendenbataillon einer Sträflingskolonie. Man muß wissen, daß es keine Vorschrift gibt, die einen Soldaten vor Schikane schützen kann.

Wo von der Kriegsdienstverweigerung gesprochen wird, <wird> unterstellt – der BDKJ in seiner Stellungnahme gleich –, daß der Kriegsdienstverweigerer sich in den Status einer Besserstellung gegenüber dem Soldaten begeben möchte. Abgesehen davon, daß diese Unterstellung für die primitive Mentalität der Verfasser spricht, die offenbar ernsthafte religiöse und geistige Gründe nicht für möglich halten; abgesehen davon ist <es> doch einfach albern, von einer Besserstellung des Zivilisten gegenüber dem Soldaten zu sprechen. Millionen von Soldaten haben im letzten Krieg in fernen und fremden Ländern Früchte, Weine und Frauen dieser Länder genossen, wurden von den Auswirkungen des Krieges jahrelang verschont, während Frauen und Kinder, Mütter, Brüder und Schwestern in der Heimat – besser gestellt, wie sie waren – Nacht für Nacht dem Entsetzen völliger Wehrlosigkeit und Todesangst ausgesetzt waren. Die Paradoxie des modernen Krieges mit seinem Übermaß an technischem Personal, an Verwaltungsstellen, besteht ja darin, daß 90 von 100 Soldaten bedeutend besser gestellt sind als der durchschnittliche Zivilist, der unter widerwärtigen Umständen seiner Arbeit nachgehen, um seine spärlichen Rationen anstehen, schlaflos in Kellern und Bunkern herumlungern muß.

Gegen die seelische Leistung einer Frau, die mit Kindern und Koffern jahrelang in einer bombardierten Stadt vegetierte – gegen diese Leistung ist selbst die des heldenhaftesten Infanteristen geringzuschätzen. Der ganze fade Heroismus, den die Männer wieder zu kultivieren beginnen, indem sie ihr sogenanntes Fronterlebnis als eine Zeit persönlicher Leistung hinstellen, gehört in ein Panoptikum überalteter Vorstellung, wie auch die dumme Unterstellung, es schütze einer, der Soldat wird, sein Volk. Wer also besser gestellt werden möchte, wird sich in die Armee begeben, eins der zahllosen überflüssigen Pöstchen zu erwischen versuchen, und er wird es – selbst bei geringer Intelligenz – erwischen. Der Drückeberger der Zukunft wird nicht Zivil, er wird eine prachtvolle Uniform tragen ...

Angesichts solcher Fakten ist es schon nicht mehr lächerlich, sondern gespenstisch, wenn der BDKJ in seiner Stellungnahme sich mit besonderer Sorge um das Gebetbuch des imaginären EVG-Soldaten kümmert, ausdrücklich betont, daß er von Priestern betreut werden soll, die Offiziersuniform mit einem Kreuz darauf tragen sollen – »und die nötige Strapazierfähigkeit und Gediegenheit sollte durch gutes Dünndruckpapier und einen flexiblen Leineneinband erhöht werden« – heißt es da wörtlich. Vokabeln wie Gediegenheit, Strapazierfähigkeit, gutes Dünndruckpapier und flexibler Leineneinband – diese Vokabeln, die aus der Mentalität eines windigen Ästhetizismus stammen, sprechen mehr, sagen mehr, als ein Kommentar von zwanzig Seiten dazu ausdrücken könnte ...

Was jeder Christ anstelle solch flauer Formulierungen fordern kann, ist eine gründliche und nüchterne Beschäftigung der Theologen mit der Frage des Wehr- und Kriegsdienstes. Bisher dienten ein paar vage Vokabeln – Ehre, Vaterland, Abendland, Volk und Pflicht – zur Le-

gitimation eines Unternehmens, das Millionen junger Menschen in die freud- und sinnlose Lebensform des Soldaten zwingen soll. Fahrlässige Sentimentalität, eine gewisse Spekulation mit der politischen Angst, die Ausnutzung sehr leicht herauszuholender Nationalgefühlen werden dem Christen als Ersatz geboten für das, was er von seinen Autoritäten erwarten kann: eine klar theologische-historische Auseinandersetzung mit der Frage des Wehr- und Kriegsdienstes, die von politischen und völkischen Vokabeln frei zu sein hat und sich auf die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs stützt, der wie kein zweiter Krieg bewies, daß es keine heroische Legitimation des Soldaten gegenüber dem Zivilisten mehr gibt.

Die fünf Stationen des jungen Schriftstellers

|1955|

Wie die Arbeit eines jeden Künstlers ist auch die des Schriftstellers eine Mischung zwischen Geheimnisvollem und klar Kontrollierbarem: wäre das Schreiben nicht geheimnisvoll, so hätten wir unzählige Schriftsteller, aber wir haben derer nur wenige, und wir wollen ihr Geheimnis Geheimnis sein lassen: Geheimnisse, die man zu erklären unternimmt, werden schnell zu Mystifikationen, sinken bald noch eine Stufe tiefer und werden zu dem, was man schlichthin Schwindel zu nennen berechtigt ist: viel Weihrauch und der leichtfertig entgegengenommene Titel Dichter, vages Gerede, in dem viel von Seele, von Aufgabe, Bestimmung und Auftrag geredet wird – das alles *kann* wahr sein, aber es kann auch Schwindel sein. – Das Geheimnisvolle ist kostbar, aber es ist auch billig: der Weihrauch, der bei Gottesdiensten verbrannt wird, unterschei-

det sich äußerlich nicht von dem, der in den Läden, die sich Zauberläden nennen, für wenige Groschen zu haben ist, und doch unterscheidet sich der eine vom anderen auf eine Weise, die nicht erklärbar ist. Man muß von dem Weihrauch in der Kirche seine sakramentale Bedeutung glauben, den anderen kann man getrost unter die Scherzartikel einreihen: und doch kann er – für wenige Groschen erworben – einem Schwindler dazu dienen, ein Sakrileg oder einen plumpen Schwindel zu verbergen ...

So blüht, wo über Kunst, übers Schreiben gesprochen und geschrieben wird, der Schwindel neben dem echten Geheimnis, und oft ist der Schwindel ebenso wenig nachweisbar wie das Geheimnis: lassen wir also das Geheimnis, um es nicht, indem wir es beweihräuchern, auf die Ebene zu ziehen, wo es zur Mystifikation werden kann. Nehmen wir von dem jungen Mann, von dem hier gesprochen werden soll, hin, daß er ein Schriftsteller ist, glauben wir es ihm, denn es gibt ihn nicht, er ist also nicht wirklich ein Schriftsteller, sondern einer, den wir erfinden, um uns an ihm etwas klarzumachen: den Weg des Geschriebenen zum Publikum.

Nun gibt es verschiedene Arten von Publikum, verschiedene Schichten, von denen jede für den Autor auf eine andere Weise wichtig ist.

Es gibt keine Regel, weder für die Arbeit des Schriftstellers noch für die Basis, die er wählt, um schreiben zu können: wählt er die Freiheit, so muß er den Preis für die Freiheit zahlen: materielle Unsicherheit, aber diese materielle Unsicherheit darf nicht Anlaß zur Verbitterung für ihn werden. Er hat die Freiheit gewählt, und die Freiheit hat ihren Preis, einen hohen Preis, und wem es gelingt, diesen Preis ohne Verbitterung zu zahlen, hat seine Souveränität teuer genug erkaufte, um sie hartnäckig gegen die Gesellschaft zu verteidigen. Es ist schwierig, dabei nicht zu verbittern, dabei nicht zahllosen Verführungen zu er-

liegen, denn es gibt die Möglichkeit, die Freiheit billig zu erwerben, doch eine billig erworbene Freiheit ist keine: hier kann jeder am Preis, den er zu zahlen hat, abmessen, wie weit seine Freiheit wirklich eine ist.

Der andere, der einen bürgerlichen Beruf wählt, eine gewisse finanzielle Sicherheit, um gegen die Gefährdungen der Freiheit geschützt und als Schriftsteller unabhängig zu sein, weil er es als Verbraucher ist, muß auch seinen Preis zahlen für seine Existenz als Schriftsteller, denn es gibt nicht viele Berufe, die eine vollkommen freie geistige Betätigung nebenher erlauben.

Hier gibt es für den jungen Mann, dessen Weg durch fünf Publikumsschichten wir verfolgen wollen, nur eine Regel: welchen Weg er auch wählen mag, den der Freiheit oder den der bürgerlichen Sicherheit: er muß zahlen, er muß seinen Preis zahlen: im ersten Fall muß er sein Schriftstellertum gegen seine materielle Unsicherheit verteidigen; grob gesagt, er darf sich nicht verkaufen; im zweiten Fall muß er sein Schriftstellertum gegen seinen Brotberuf verteidigen. Eins nur ist sicher und kann als Regel aufgestellt werden: dem jungen Mann wird nichts geschenkt werden.

Vorläufig ist dieses Problem für den jungen Mann noch nicht akut: er hat geschrieben, und er ist entschlossen, was er geschrieben hat, zu veröffentlichen.

Mit seinem Manuskript sitzt er jetzt seinem ersten Publikum gegenüber: er liest Freunden, liest seiner Braut, seiner Frau vor, was er geschrieben hat. Stille herrscht, wohlwollende, aber kritische Stille, und diese Begegnung mit dem ersten Publikum schließt eine weitere ein, die dem jungen Mann während des Vorlesens klar wird: eine Begegnung mit sich selbst als Publikum seiner selbst: indem er es anderen vorliest, liest er auch sich selbst vor, und wenn er aufrichtig liest, aufrichtig hört, wird sich ihm bestätigen, was ich innere Struktur nennen möchte: Phrasen,

die ihm beim Schreiben nicht auffielen, dringen nun wie Nadelspitzen auf ihn ein, Glätte wird deutlich: Unpräzises offenbart sich, Längen dehnen sich peinlich hin: in dieser wohlwollenden, aber kritischen Stille steht der junge Mann seinem ersten Publikum gegenüber: sich selbst und seinen Freunden, und hier vollzieht sich für ihn Entscheidendes. Er kann das, was seine Freunde über das Gelesene sagen werden, mit dem vergleichen, was ihm während des Lesens auffiel, und in dem Gespräch, das dieser Lesung folgen wird, muß er Partien, die er bestätigt glaubt, verteidigen, muß er auch Positionen, die er schwach weiß, aufgeben können. Es ist dem jungen Mann zu wünschen, daß dieses sein erstes Publikum sowohl aus Fachleuten wie aus Unbefangenen bestehe, beide Schichten wiederum aufrichtig mit ihm sprechen: hier kann er die Argumente der Fachleute mit denen der anderen vergleichen, diese wiederum mit seinem eigenen Eindruck, aber niemandem gegenüber – weder den Fachleuten noch den Unbefangenen gegenüber – darf er aufgeben, was er bestätigt glaubt. Hier schon, in dieser ersten Station, muß er beweisen, ob er einem vorhandenen Publikum nach dem Mund schreibt (oder nach dem Ohr) oder ob er gegen ein zu suchendes Publikum schreibt. In dieser ersten Station schon entscheidet sich, ob er den Weg des geringsten Widerstands zu gehen sich entschließt: ob Lob und Bewunderung ihm Einsichten verschließen, die er bestätigt wußte; ob er Ablehnung durch bloßen kindlichen Trotz zu begegnen versucht, oder ob er jenes merkwürdige Gemisch aus Hartnäckigkeit und Einsicht besitzt, über das wiederum keine Regel aufzustellen ist; kürzer gesagt: hier schon entscheidet sich, ob er eine Persönlichkeit ist, oder bloß irgend jemand, der *auch* schreibt.

Die zweite Station ist die des Verlages oder der Redaktion. Es gibt so zahlreiche Möglichkeiten zu publizieren: Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk, Buch, und es würde

zu kompliziert sein, jede einzeln zu untersuchen. Wählen wir, um den Weg durch die verschiedenen Stationen zu zeigen, das Buch.

Der Katalog, den der Börsenverein für den Deutschen Buchhandel zur Herbstmesse 1953 herausgab, hatte das Ausmaß eines Telefonbuchs, des Telefonbuchs einer Stadt von der Größe Münchens, Frankfurts, Kölns: rund siebentausend Neuerscheinungen wies der Katalog auf: erdrückende Fülle von Gedrucktem zwischen Kochbuch und Marcel Proust ...

Nun gibt es witzige Leute genug, die Rechenkunst mit Phantasie verbinden, uns vorrechnen, wieviel Rost sich jährlich am Eiffelturm bildet – und gewiß würde einer von diesen uns vorrechnen können, eine wie breite Straße von Frankfurt nach Moskau sich mit den Büchern pflastern ließe, die in einem Herbst in Deutschland erscheinen. Denken wir uns Zeitschriften, Zeitungen hinzu, die Produktion der Buchgemeinschaften und Buchklubs, multiplizieren jede Katalognummer mit dreitausend, der Durchschnittsauflage eines Buches, so ergibt sich für uns die Vorstellung eines Fließbandes, das in stetiger Bewegung mit stets neu Erscheinendem bedeckt, monoton und beunruhigend konstant vorüberfließt.

Begibt sich der junge Mann nun in die zweite Station, zu Verlegern und Lektoren, mit dem Ziel, sein Buch veröffentlicht zu sehen, so nähert er sich damit zugleich dem Fließband – er nähert sich der Produktion: sein Buch wird – wenn der junge Mann sein Ziel erreicht – irgendwo zwischen Kochbuch und Marcel Proust liegen ...

Und doch wissen Zuständige und solche, die sich dafür halten, immer wieder festzustellen, daß es an Literatur fehle: es fehlen literarische Zeitschriften, fehlen Erzähler, fehlen Dramatiker, fehlen – generell gesagt – junge Autoren ...

Von einem gewissen Zeitpunkt an ruft immer die altern-

de Generation nach der jungen, die – wie sie so schön sagt – ihr Werk fortzusetzen habe, und dieser Ruf nach der Jugend ist allen Lebensbereichen gemeinsam: es wird nach jungen Kellnern gerufen wie nach jungen Politikern, und prompt ertönt aus den Reihen der Literatur der Ruf nach dem jungen Autor.

Dieser Ruf ist nicht immer ganz aufrichtig: man ruft auch nach jungen Kellnern, Politikern, Autoren, um festzustellen, daß sie Stümper sind. Hier – in der zweiten Station – bei Verlegern, Lektoren, älteren Kollegen, hat der junge Mann wiederum Gelegenheit, Persönlichkeit zu beweisen: aufrichtiges von unaufrichtigem Wohlwollen zu unterscheiden, und hier wird ihm bald klar, daß er nicht nur der so sehr begabte X ist, den zu fördern man sich entschlossen hat: er ist zwar der Begabte, aber zugleich erfüllt er auch eine Funktion, die Funktion: junger Autor.

Die Argumente eines Verlegers, auch eines Lektors, sind meistens anderer Natur als die des interessierten Liebhabers, anders als die des zukünftigen Lesers, der den einfachen Wunsch hat, Gedichte, Erzählungen, Romane oder Essays zu lesen – aber der Weg dorthin ist noch weit, und er führt unweigerlich auf das Fließband, vor dem nicht nur der Autor, auch der Verleger, der Buchhändler und der zukünftige Leser des Buches steht. Zunächst ist der junge Mann noch beschäftigt, in Ehren die zweite Station zu passieren: nicht nur in Ehren, sondern auch möglichst in Eile. Hat er sich bis hierhin den aufrichtigen Wunsch erhalten, das, was er schrieb, veröffentlicht zu sehen, so möchte er, daß es bald veröffentlicht werde: es drängt ihn, und dieses Drängen gehört zu seiner Natur. Eine Empfehlung, das aufrichtige Wohlwollen eines älteren Kollegen, hartnäckiges Bohren: alles versucht der junge Mann zu tun, um eine Entscheidung herbeizuführen – aber ist das Fließband der erschienenen Bücher schon beunruhigend beliefert, so ist das Fließband der Bücher, die

nie erscheinen, noch beunruhigender beliefert: nehmen wir getrost an, daß auf ein erschienenes Buch zehn kommen, die nie erscheinen werden, so haben wir eine Vorstellung von dem Fließband, dem Verleger und ihre Lektoren gegenüber sitzen: hier findet ein in seiner Quantität gespenstischer Austausch von Manuskripten statt, und alle Manuskripte sehen fast gleich aus: Schreibmaschinenschrift auf weißem Untergrund, und die Farben der Schnellhefter sind nicht sehr zahlreich und bieten kein sehr abwechslungsreiches Bild: grün, blau, gelb, orange, rot und grau.

Hat den jungen Mann die Vorstellung von dem Fließband der erschienenen Bücher schon schockiert, so schockiert ihn noch mehr dieser Einblick in die Welt der Manuskripte, in der er sich mit seinem Manuskript zunächst bewegt. Erschlagen von diesen Eindrücken, setzt er sich nun mit seinem Verleger, mit Lektoren auseinander. Das unverbindliche Prädikat »begabt« hat man ihm zwar erteilt, möglicherweise sogar hat man ihm das ebenso unverbindliche »sehr« dazugeschenkt, und so sitzt er als sehr begabter junger Autor in der zweiten Station: ringsum liegen Manuskripte, Druckfahnen, neue und alte Bücher stehen herum. Wohlwollen herrscht, auch Skepsis, und in dem Gespräch, das nun geführt wird, mischen sich literarische Argumente mit kommerziellen. Dem jungen Mann bleibt nichts als sein Manuskript, seine Position ist nicht stark, und es nützt ihm nicht viel, daran zu denken, daß alle großen Autoren einmal – einzig und allein auf ein Manuskript gestützt – sich in einer Situation befanden, die seiner ähnlich war – denn auch alle anderen, die unzähligen Autoren der nicht erschienenen Bücher befanden sich in seiner Situation. In diesem Augenblick könnte den jungen Mann Mitleid mit sich selbst überkommen, und sobald er dieser Regung nachgibt, ist er verloren, ist er kein Autor mehr: vielleicht bleibt der Verfasser eines erfolgrei-

chen Buches auf dem Schlachtfeld zurück, aber kein Autor. Er hätte schweigen können, aber er will publizieren, das heißt, er will gelesen werden, aber weder Mitleid mit sich selbst noch Ehrgeiz oder Eitelkeit, und nicht der wahnsinnige Wunsch, mit Schreiben Geld zu verdienen, können ihn in diesem Augenblick retten, sondern nur sein Manuskript und die Überzeugung, daß das, was er geschrieben hat, gelesen werden muß. In dieser Atmosphäre, wo Kommerzielles sich mit Literarischem, aufrichtiges Interesse sich mit Snobismus mischt, verschiedene andere Elemente noch hinzukommen, Imponderabilien vielfältiger Art, hier: seinem zweiten Publikum gegenüber muß der junge Mann beweisen, daß er nicht nur begabt ist – begabt sind viele –, daß er Charakter und Hartnäckigkeit, Mut und Vertrauen in seine Arbeit besitzt. Hier nämlich wird vom Publikum – und man meint damit die Käufer und Leser von Büchern – als von einer genau zu analysierenden, genau zu beschreibenden Instanz gesprochen, und diese Analysen, diese Beschreibungen mögen intelligent formuliert sein, sie mögen sogar stimmen: dem jungen Mann helfen sie nichts, denn er hat ja für ein Publikum geschrieben, das sich erst in dem Augenblick zeigt, wo es sein Buch lesen wird: der junge, sehr begabte X, der er ist, er schreibt zwar für Leser, die da sind, deren Dasein aber noch nicht bestätigt ist: es wird sich erst bestätigen, wenn diese Leser sein Buch lesen, und bis dahin ist es noch weit. Er schreibt weder für die Leute, die Kafka lesen, noch für die, die Margaret Mitchell lesen, nicht für die, die Kafka *und* Mitchell lesen, sondern er schreibt für die, die X lesen werden.

Das Unterfangen scheint hoffnungslos, aber der junge Mann muß auch diese Hoffnungslosigkeit kosten: Widerstand um Widerstand muß er überwinden, Ablehnung darf ihn nicht verbittern, Lob ihn nicht eitel machen, denn sowohl Verbitterung wie Eitelkeit werden ihm nicht dien-

lich sein: Verbitterung macht böse, Eitelkeit macht kritiklos sich selbst gegenüber, und dieser letztere Luxus gerade macht die großen Löwen der Literatur so widerwärtig.

Vieles steht dem jungen Mann noch bevor: sein Buch wird jetzt erscheinen, und es wird die dritte Station erreichen: die der öffentlichen Kritik.

Hier findet ein Duell statt, bei dem nur der eine der Duellanten schießen darf, und zwar der Duellant, der über ein reiches Arsenal verfügt: der Kritiker. Ihm stehen Konfettibomben zur Verfügung, Knallfrösche, harmlose Kracher, aber auch scharfe Patronen und Giftpfeile und Feuerwerkskörper verschiedener Art. Hierbei ist zu bedenken, daß auch der Kritiker vor dem stetig abrollenden Fließband steht.

Der Redakteur eines Literaturblattes kann von 1000 Neuerscheinungen nicht einmal die Hälfte besprechen oder besprechen lassen: Raummangel zwingt ihn zur Auswahl, und ausgewählt, also überhaupt besprochen zu werden, bedeutet schon fast eine Gunst, die selbst eine Gunst bleibt, wenn die sachliche Auseinandersetzung negativ für das Objekt, für das Buch und seinen Verfasser ausfällt. Für den jungen, sehr begabten X ist der Weg zur Kritik oft schwerer als der Weg zum Verlag.

Inzwischen ist der junge X schon ein wenig abgehärtet, aber in dem Augenblick, wo sein Buch erscheint, entdeckt er selbst seine Schwächen: Brüche, faule Partien, Unpräzises, was hätte präzise sein können. In dem Augenblick, wo er sein Buch vor sich liegen sieht, wo er nichts mehr ändern, nichts mehr zurücknehmen kann, wo er fast soweit ist, es für schlecht zu halten: in diesem Augenblick stellt er sich der öffentlichen Kritik. Im Augenblick seiner größten Wehrlosigkeit erscheint er als Schießscheibe, zu der man freundliche Grüße, Ermutigung, Lob, aber auch Giftpfeile hinüberschicken kann. Man kann auch gleichgültig und unverbindlich, gelangweilt am Ziel vorbeiknallen.